

Peters, L. (2025). *Heterogenität als Diskurs. Zur Wirkmacht unbestimmter Begriffe in der Pädagogik*. [transcript] Pädagogik. 204 S.

Die Frage, wie das Verständnis von Heterogenität den Orientierungsrahmen für den schulischen Umgang mit Vielfalt beeinflusst, hat in der bildungswissenschaftlichen Forschung eine lange Tradition. Die von Leonie Peters in ihrer Dissertationsschrift vorgenommene Diskursanalyse bezweckt, grundlegende Strukturen und Ordnungsmuster zu identifizieren, die sich über verschiedene Bereiche des Heterogenitäts-Diskurses herauskristallisieren. Die Autorin nimmt sich einer mehrperspektivischen Betrachtungsweise an, anhand welcher sie Wechselwirkungen zwischen universitärer Lehre, schulpädagogischer und erziehungswissenschaftlicher Forschung sowie bildungspolitischen Richtlinien herausarbeitet und analysiert. Untersuchungsgegenstand bilden einerseits schriftliche Dokumente wie erziehungswissenschaftliche Publikationen, Lehrwerke zum Lehramtsstudium oder Rahmenlehrpläne. Andererseits werden praktische Elemente (z.B. Umgangsformen mit Heterogenität durch Akteur*innen in der Praxis, Schulstrukturen usw.) in die Analyse integriert. Obwohl die Schule in der Dissertation als diskursbestimmende Instanz im Zentrum steht, wird die schulische Praxis durch die disziplintheoretisch und kulturwissenschaftlich orientierten Ausführungen erst in zweiter Linie adressiert.

Die Diskursanalyse erfolgt – nach einer Einführung zu Absicht und Methodik der Dissertation – aufbauend entlang von vier Kapiteln. Sie startet mit Definitionsversuchen im Kontext einer dem Zeitgeist unterworfenen, begrifflichen Auseinandersetzung. Der Untertitel «Zur Wirkmacht unbestimmter Begriffe in der Pädagogik» unterstreicht, dass der Begriff Heterogenität für die Autorin auch in seiner Ungeklärtheit eine wichtige Funktion erfüllt, indem er Aufmerksamkeit generiert und bisweilen davon ablenkt, über welches Thema konkret gesprochen wird. So wird dargelegt, dass im schulischen Kontext die Beschreibungen von Problemlagen oftmals in ihrem Grundsatz verschleiert bleiben, indem auf den scheinbaren Konsens der Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Heterogenität Bezug genommen wird. Als Grundlage des Handelns ergibt sich im Sinne des sowohl politisch als auch schulpädagogisch eingeforderten adäquaten Umgangs mit Heterogenität somit eine Ausgangslage, welche – gemäss ihrer Kritik – oftmals einem «Nicht- Umgang» mit dem Begriff sowie dem dazugehörenden Diskurs entspricht.

Unter Berücksichtigung des Minimalkonsenses, welcher mit Heterogenität die Verschiedenheit in Bezug auf Personen in einer Gruppe und ihrer Merkmale als Folge von Zuschreibungen meint, beginnt die Autorin, grundlegende Strukturen des bildungs- und erziehungswissenschaftlichen Diskurses zu sortieren. In einem ersten Ansatz untersucht sie für den schulischen Heterogenitätsdiskurs typische Differenzkategorien, welche, ihrer Ansicht nach, in der Auswahl oftmals beliebig und als Resultat tiefer liegender, schulstruktureller Rahmenbedingungen zu verstehen sind. Solche Kategorisierungen dienen Lehrpersonen als Referenz und Masseinheit, um bspw. eine exaktere Planung von Unterricht ausgehend von Faktoren anstelle von unspezifischen Individuen zu ermöglichen. Die Autorin hält fest, dass sich Schuldidaktik der grundsätzlichen Problematik der Reproduktion von Kategorisierungen durch Benennung schwerlich entziehen kann und konkretisiert dies beispielhaft dadurch, dass Etikettierungen z.T. ressourcenschöpfend sind und auf diese Weise strukturelle und politische Ordnungskategorien in der Macht schulischer Kontrollinstanz zum Tragen kommen. Eine Etikettierung eröffnet insofern die Möglichkeit, zusätzliche Lehrstunden oder Finanzmittel zu gewinnen, wodurch erwartbar ist, dass immer mehr Lernende ein solches Etikett erhalten. Durch solche Praktiken werden Differenzzuschreibungen offensichtlich durch ökonomische Kriterien mitreguliert.

Interessant liest sich in diesem Zusammenhang die Verflechtung mit dem Inklusions-Diskurs, der in pragmatischer Art jenes mitbedient, was politisch sowie schulpädagogisch beim Umgang mit Heterogenität einfordert wird. Im Grundsatz ortet Peters ein Fortbestehen unterschiedlicher Diskurs-Teile, was sich als Konsequenz eingeschränkter Möglichkeiten seitens Praxis im Kontrast zur Wissenschaft ergibt. Die Autorin führt aus, wie essentiell es bspw. für die Lehramtsausbildung ist, dass mit den zu vermittelnden theoretischen Diskurslinien Handlungswissen generiert wird. Besonders diese Fokussierung auf klare Handlungen macht die diskursive Auseinandersetzung widersprüchlich. In den Analysen solcher Widersprüchlichkeiten liegt die Stärke der Dissertation. Gekonnt nimmt die Autorin Verflechtungen mit verwandten Differenzbegriffen und pädagogischen Kernthemen wie Inklusion, Didaktik oder Leistung in den Blick. Immer wieder geht es um die Frage, wie die Schule sich strukturell und didaktisch arrangiert, um das Individuum in den Vordergrund zu rücken und gruppenbezogene Verallgemeinerungen zu reduzieren. Dabei wird mit Bezug zu konkreten Vorgehensweisen dargelegt, dass das Richtmass ein gelingender Unterricht bleibt, der sich durch den Lernerfolg der Schüler*innen auszeichnet. Demgegenüber wird der Diskurs, der sich für die Ermöglichung von Teilhabe als neues Zielkriterium inklusiven Unterrichts ausspricht, von Peters als zu wenig präsent resp. als «ausgeblendet und verkürzt» (S. 92) beurteilt. Nicht nur aus sonderpädagogischer Sicht ist diese Erkenntnis ernüchternd.

Für die Leserin/den Leser stellt sich hier die Frage, ob dem didaktischen Prinzip der Vergemeinschaftung resp. dem Miteinbezug von kooperativen und sozialen Lernprozessen, welche in pädagogischen Ausbildungsgängen richtungsweisend sind, mit Blick auf vorherrschende Diskurslinien eine solch begrenzte Veränderungsmacht zusteht?

Zu dieser Frage positioniert sich die Autorin klar, indem sie im Rahmen des letzten Buchkapitels u.a. der Macht des Leistungsprinzips in unserer Gesellschaft nachgeht. Ihre Analyse verdeutlicht, dass die übrigen Differenzkategorien, wie sie bspw. die Teilhabe innerhalb des Inklusionsdiskurses darstellt, letztlich stets auf Leistung bezogen werden. Dies charakterisiert sich dadurch, dass sich die Qualität inklusiven Unterrichts nicht nur auf den Prozess, sondern immer auch auf den Outcome bezieht. Für eine auf Teilhabe ausgerichtete Inklusion bleibt der schulische Umsetzungsrahmen somit beschränkt. «Der damit verbundene Widerspruch lässt sich nicht lösen, da Schule in ihren Grundsätzen nicht darauf ausgerichtet ist, alle Schüler*innen zu denselben Ergebnissen zu führen» (S. 117). Der Leistungsbegriff wird in Zusammenhang mit der Kompetenzorientierung und unter dem Primat der Anerkennung und Wertschätzung von Vielfalt gemäss ihrer Einschätzung zwar etwas flexibilisiert, bleibt aber zentraler Bezugspunkt im Heterogenitätsdiskurs.

Die Dissertation bietet unter Berücksichtigung von wissenschaftlichen, begrifflichen und bildungspolitischen Aspekten einen erweiterten, mehrperspektivischen Blickwinkel und schafft durch den konsequenten Einbezug von pädagogischen Kernthemen facettenreiche Anknüpfungspunkte für unterschiedliche Akteurguppen der Bildungslandschaft. Aufgrund der Dreigliedrigkeit unseres Schulsystems ist voraussehbar, dass die Diskursanalyse wiederholt Grenzen und Widersprüche unseres Bildungssystems in Relation zur Inklusionsfunktion von Schule aufzeigt. Erkenntnisreich und horizonterweiternd sind für die Leserin/den Leser die aufgezeigten, machtkritischen Verflechtungen, welche das methodisch-didaktische Handeln in den Brennpunkt zwischen Individualisierung und der Aufrechterhaltung einer gruppenbezogenen Ordnung stellen. Widersprüche zwischen normativen Gedanken zu Heterogenität, der internationalen Rechtslage der UN-BRK sowie der Umsetzung im Schulsystem werden durch die Dissertation nachvollziehbar und laden dazu ein, Akzente zu setzen entgegen einer unreflektierten bzw. hin zu einer bewussteren und kontextsensiblen Weiterarbeit.

Dr. Sabine Tanner Merlo, Pädagogische Hochschule Luzern